
DOI 10.1515/bgsl-2014-0060

Armin Schulz: *Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive*, hg. von **Manuel Braun, Alexandra Dunkel u. Jan-Dirk Müller**, Berlin u. Boston: de Gruyter 2012, 431 S.

Armin Schulz hat bei seinem viel zu frühen Tod ein Manuskript hinterlassen, dessen Anfangskapitel er bereits abschließend redigiert hatte, während er die nachfolgenden Kapitel noch überarbeiten wollte (vgl. S. V). Dies war ihm nicht beschieden. Die Herausgeber, Manuel Braun, Alexandra Dunkel und Jan-Dirk Müller, haben das Typoskript formal vereinheitlicht und sprachlich redigiert und bieten so die Möglichkeit, sich mit dem wissenschaftlichen Vermächtnis von Armin Schulz auseinanderzusetzen.

Das Buch ist eine Einführung in die erzählende Literatur des Mittelalters, die konsequent die ›Andersheit‹ dieses Erzählens (im Vergleich mit dem ›klassischen Erzählen‹ des 19. Jahrhunderts) in den Mittelpunkt stellt. Das Buch erfüllt so ein Forschungsdesiderat: Es führt – ausgehend von der klassischen Narratologie, die den Studierenden meist gut bekannt ist – an die mittelalterlichen Texte heran und zeigt auf, an welchen Punkten die narratologischen Begrifflichkeiten nicht mehr greifen. Dabei wird ein methodisches und begriffliches Instrumentarium entwickelt, mit dem diese Andersheit differenziert beschrieben werden kann. Allerdings versteht Schulz das Buch nicht nur als Einführung, sondern als »Mischung aus Überblicksdarstellung, Kompendium und Forschungsbeitrag« (S. 4). Er präsentiert also keine weit zurückliegende, abgeschlossene Forschungsdiskussion, sondern eine, die erst im Entstehen ist und zu deren Entstehung er selbst entscheidend beigetragen hat. Während es bei einem solchen Vorhaben schnell an der nötigen Ausgewogenheit, Klarheit und Souveränität fehlen könnte, zeichnen genau diese das Buch aus: Schulz lässt ganz unterschiedliche Stimmen zu Wort kommen, wägt gegensätzliche Positionen ab und bringt seine eigene Position ein, ohne aufdringlich zu sein. Dadurch vereint das Buch auch die wissenschaftlichen Methoden, Themen und Interpretationsperspektiven, die Armin Schulz in den letzten Jahren vornehmlich beschäftigt haben.

Er beginnt mit den Kontexten, die die erzählenden Texte voraussetzen (Kap. 2), und wendet sich dann gattungstypischen Erzählmustern (Kap. 3) und -schemata (Kap. 4) zu. Nach einem kurzen Kapitel (5) zu Raum und Zeit werden die Formen der Kohärenzerzeugung (Kap. 6) thematisiert, bevor das Buch mit einem Kapitel zu Erzählstimme und -perspektive (Kap. 7) endet.

Prof. Dr. Susanne Reichlin: Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, D-80799 München,
E-Mail: susanne.reichlin@germanistik.uni-muenchen.de

Schulz führt am Beginn kompetent in unterschiedliche Felder kulturellen Wissens ein (Temperamentenlehre, Wahrnehmungstheorie, höfische Repräsentation, Genealogie), die die literarischen Texte und Figuren voraussetzen. Dabei problematisiert er nicht nur, wie dieses Wissen zu gewinnen ist, sondern zeigt auch auf, dass die literarischen Texte dieses Wissen nicht nur abbilden: Vielmehr gestalten sie es mit (z. B. das Mensch-Tier-Verhältnis, vgl. S. 32–37), partizipieren daran (am kulturell Imaginären der höfischen Kultur, vgl. S. 43–72) oder interessieren sich gerade für die Abweichungen von der Norm (Altersstufenlehre, vgl. S. 82–88).

Der mittlere und längste Teil des Buches widmet sich dem ›Wiedererzählen‹ auf der Basis gattungstypischer »Sinnbildungsmuster« (S. 5) und gattungsübergreifender narrativer Schemata (Kap. 3–4). Schulz geht hier von einem »narrative [n] Agon« (S. 124) aus:

»Erzählen profiliert sich gegen anderes Erzählen, Helden profilieren sich gegen andere Helden, und die Texte selbst sind [...] vom Widerstreit unterschiedlicher Handlungs- und Interaktionsmuster [...], Normen und Werte [geprägt]« (S. 119).

Dies sei nicht nur als intertextuelle Spielerei zu verstehen, sondern kennzeichne die Sinnstiftung vormoderner Texte grundlegend: Deren Bedeutung entstehe nicht zuletzt dadurch, dass vom Schema vorgegebene Optionen variiert, abgelehnt oder als ›abgewiesene Alternative[]‹ (Kap. 6.2.2) aufgerufen werden; Bedeutung werde durch die Überlagerung von Sinnbildungsmustern und Normen erzeugt. Die damit verknüpfte methodische Problematik – dass solche Muster oder Schemata nie in Reinform zu greifen sind und auf unterschiedlichen Wegen und mit unterschiedlichem Resultat gewonnen werden können – diskutiert Schulz genauso einleuchtend (vgl. S. 184–191) wie die historische Wandelbarkeit und Modellhaftigkeit von Gattungen (vgl. S. 120 ff.).

Die vier erzählenden »Hauptgattungen« (S. 119) (Höfischer Roman, Mären, Legenden und Heldenepik) charakterisiert Schulz durch ›konkurrierende Logiken‹ (Kap. 3.4), die das Erzählen intra- und intertextuell bestimmen: Der höfische Roman sei durch verschiedene Semantiken des *dienst*-Ideals geprägt (»Dienst für Lohn« und »Dienst auf Gnade«, S. 130), die höfischen¹ Legenden durch die Konkurrenz von höfischer Sichtbarkeit und dem Ideal der Weltflucht (vgl. S. 143–150) und die Heldenepik durch den Konflikt zwischen Höfischem und Heroischem (vgl. S. 150–159). Allerdings erscheint diese Interpretationsperspektive für die Beschreibung von Einzeltexten überzeugender als für die Beschreibung ganzer Gattun-

¹ Im Abschnitt zu den Legenden werden nur die höfischen Legenden genauer besprochen. Auch generell ist wahrnehmbar, dass Schulz sich mit den höfischen und späthöfischen Romanen und der Heldenepik intensiver beschäftigt hat, als mit Mären und vorhöfischen Legenden. Allerdings sind solche Gewichtungen bei einer Einführung auch unvermeidlich.

gen. Dementsprechend sind die Unterkapitel zwar nach Gattungen geordnet, nehmen aber mehrheitlich Einzeltexte in den Blick.

Im vierten Kapitel bespricht Schulz vier für die mittelalterliche Literatur dominante Erzählschemata: das Brautwerbungsschema, die ›gestörte Mahrtenehē‹, den Artusroman (Doppelweg) sowie den Minne- und Aventiureroman. Er führt in die Forschungsgeschichte der einzelnen Schemata ein, präsentiert eine prägnante Deutung des Schemas nach Lotman sowie eine detaillierte Auflistung des Handlungssyntagmas. Besonders aufschlussreich sind die an diesen Überblick anschließenden Interpretationen, in denen er an Beispieltexten »Schemainterferenzen« (S. 276) oder »Strukturkomplexion[en]« (S. 279) sowie die generelle Produktivität von Schemaanalysen aufzeigt.²

Dieses vierte Kapitel, das über 100 Seiten lang ist, war vermutlich noch nicht abschließend redigiert. Die detaillierten Handlungssyntagmen und ihre Forschungsgeschichte sind z. T. zu ausführlich,³ die Beispiele wiederholen sich punktuell⁴ oder ihr Erkenntniswert bleibt insbesondere bei komplexen Texten wie dem ›Parzival‹ vage (vgl. S. 279–281). Zugleich verleiht dieses Kapitel aber auch zwei Überzeugungen Nachdruck, die Schulz mehrfach hervorhebt: Wenn Strukturanalysen interpretatorisch fruchtbar sein sollen, muss die »axiologische[] Bedeutung« der Struktur, also deren Semantik, ausreichend berücksichtigt werden (S. 168, 172–176). Ebenso fordert er anders als die klassische Narratologie vermehrt die *histoire* (statt des *discours*) zu analysieren und zu fragen, »wie im Akt des Erzählens das ›Was‹ einer Geschichte entsteht« (S. 1). Die Produktivität dieses Ansatzes zeigt sich jedoch vor allem in den letzten beiden Kapiteln (Kap. 6–7), in denen die Untersuchung der Handlungsebene und die der Erzählebene überzeugend miteinander verknüpft werden.

Das fünfte Kapitel nimmt vormoderne Raumkonzeptionen in den Blick: An unterschiedlichen Beispielen wird – für Studierende und für den Unterricht äußerst hilfreich – gezeigt, dass mittelalterliche Texte nicht einen der Handlung vorausgehenden Raum voraussetzen, sondern dieser von der Handlung geprägt wird (z. B. durch Figurenwahrnehmungen, handlungslogischen Wertigkeiten u. a.). Auch die Ausführungen zu Foucaults Heterotopie-Begriff und dessen Übertragung auf vormoderne Texte überzeugen (vgl. S. 304–306, 310–316). Denn zum einen bestimmt Schulz die »Funktion« von Utopie und Heterotopie dadurch, dass sie »Raumkonzeptionen reflexiv werden [...] lassen« (S. 305), und ebnet so die von Foucault postulierte Differenz zwischen Utopie und Heterotopie zu Recht ein. Zum anderen ordnet er Foucaults z. T. schwer vereinbare Aussagen dadurch, dass er ›Unterarten‹ von Heterotopien entwickelt (»Krisenheterotopien«, »Abweichungsheterotopien«,

² Dieser letzte Teil fehlt beim Unterkapitel zum Minne- und Aventiureroman. Armin Schulz hätte ihn sicher vervollständigt. Wer sich dafür interessiert, sei auf seine Dissertation verwiesen: *Poetik des Hybriden. Schema, Variation und intertextuelle Kombinatorik in der Minne- und Abenteuer-epik: ›Willehalm von Orlens‹ – ›Partonopier und Meliur‹ – ›Wilhelm von Österreich‹ – ›Die schöne Magelone‹*, Berlin 2000 (Philologische Studien und Quellen 161).

³ So die Forschungsgeschichte zum Doppelweg (vgl. S. 241–261) oder das Handlungssyntagma des Minne- und Aventiureromans (vgl. S. 285–291).

⁴ Vgl. Abs. 3.4.1 und 4.2.3.14 oder 4.2.3.12 und 5.3.

»Heterochronien« [S. 305]). Dass das Kapitel zwar mit »Räume und Zeiten« überschrieben ist, aber mit wenigen Ausnahmen nur von Räumen handelt, entspricht einer weitreichenden Grundtendenz des Buches, die am Ende besprochen werden soll.

Das sechste Kapitel widmet sich den Formen der Kohärenzerzeugung und damit auch dem Thema des »metonymischen Erzählens«, das Schulz in seinen letzten Aufsätzen wohl am intensivsten beschäftigt hat.⁵ Auch dies ist ein Kapitel, dass er noch überarbeiten wollte (S. V).⁶ Er stellt darin unterschiedliche Ansätze vor, die Kohärenz und Sinnstiftung nicht primär von der linearen Handlungsabfolge her konzipieren, sondern ausgehend von Wiederholungen (bzw. Äquivalenzen und Rekurrenzen). Darunter fallen die »korrelative Sinnstiftung« (M. Stock), die »finale Motivation« und die »thematische Überfremdung« (C. Lugowski), das »Erzählen im Paradigma« (R. Warning) sowie das im Anschluss an diese Ansätze von Schulz/Haferland entwickelte »metonymische Erzählen«. Vielleicht kann man die Stoßrichtung, die Schulz an all diesen Ansätzen interessiert, mit dem folgenden Zitat zusammenfassen:

»Die einzelnen Handlungen werden [...] ad hoc durch Kausalitäten miteinander verbunden, doch das eigentliche Prinzip der narrativen Kohärenzerzeugung scheint hier die Rekurrenz von Eigenschaften und Dingen zu sein, die metonymisch mit den Agierenden verbunden sind« (S. 342).

Ebenso betont er nachdrücklich, dass die Gründe für bestimmte Handlungen sowie die Gründe für die narrative Verknüpfung nicht durch Erzählerkommentare

5 Armin Schulz: Fremde Kohärenz. Narrative Verknüpfungsformen im »Nibelungenlied« und in der »Kaiserchronik«, in: Harald Haferland u. Matthias Meyer (Hgg.): Historische Narratologie – Mediävistische Perspektiven, Berlin 2010 (TMP 19), S. 339–360; Armin Schulz: Der Schoß der Königin. Metonymische Verhandlungen über Macht und Herrschaft im Artusroman, in: Matthias Däumer [u. a.] (Hgg.): Artushof und Artusliteratur, Berlin 2010 (Schriften der Internationalen Artusgesellschaft 7), S. 119–135; Harald Haferland u. Armin Schulz: Metonymisches Erzählen, in: DVjs 84 (2010), S. 3–43.

6 Die Ausführungen zum »metonymischen Erzählen« im Aufsatz »Fremde Kohärenz« (Schulz [Anm. 5], S. 352–357), gehen weit über die in diesem Buch vorliegenden Überlegungen hinaus. Davon ausgehend lässt sich vermuten, in welche Richtung das Kapitel allenfalls überarbeitet worden wäre.

explizit gemacht werden, sondern sich durch die Handlung zeigen (vgl. S. 349).⁷ Was die Vor- und Nachteile sind, wenn man diese Kohärenz- und Sinnstiftung als eine ›metonymische‹ bezeichnet und wie man das ›metonymische Erzählen‹ von den stärker strukturalistisch ausgerichteten Modellen der ›korrelativen Sinnstiftung‹ oder des ›paradigmatischen Erzählens‹ abgrenzt – bleibt leider offen. Die intensive, wenn auch nicht unkritische Diskussion,⁸ die die Aufsätze von Armin Schulz und Harald Haferland in den letzten Jahren ausgelöst haben, verdeutlicht jedoch, dass dadurch zentrale Fragen, die lange nicht mehr gestellt wurden, neu und ertragreich in die Forschungsdiskussion eingebracht wurden.

Im siebten und letzten Kapitel wendet sich Schulz nun der Erzählebene zu und damit zugleich der klassischen Narratologie, die er als »Besteck« bezeichnet, das »schon recht bald ziemlich stumpf wird, wenn man es zur Analyse mittelalterlicher Erzähltexte heranzieht« (S. 1). Das kurze, aber äußerst prägnante Kapitel zeigt, wie dieses ›Besteck‹ angemessen historisiert werden kann. Schulz geht von der Genette'schen Klassifikation von Erzählstimme und -perspektive aus, situiert dessen Unterscheidungen jedoch im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und hebt gattungsspezifische Besonderheiten hervor. Durch diese Verknüpfung von Narratologie, Medien- und Gattungstheorie kann er die vordergründigen ›Unachtsamkeiten‹ der mittelalterlichen Erzähler (wenn z. B. in der Heldenepik Erzähler- und Figurenwissen nicht klar geschieden werden) präzise begründen. Anders als andere ›historische Erzählforscher‹ muss er so aber auch den Differenzierungsgewinn, den die klassische Narratologie leistet, nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Vielmehr wendet er sich im Anschluss an

7 Schulz (vgl. S. 2, 21, 119, 335, 343, 349, 357 f.) bezeichnet dies fast schon redundant als »vor Augen stellen« und »präsentative Symbolifikation« – im Anschluss an Karl Bertau: *Über Literaturgeschichte. Literarischer Kunstcharakter und Geschichte in der höfischen Epik um 1200*, München 1983, S. 81–84, der allerdings im Rekurs auf S. Langer von einer präsentativen »Symbolisation« spricht. Während Bertau damit eine sehr allgemeine Dimension literarischer Sprache bezeichnet, wird die wohl spezifischere Dimension, die Schulz im Blick hat, leider von ihm nicht genauer ausgeführt.

8 Vgl. Sabine Chabr: *Komplexe Boten. Metonymisches Erzählen in Wolframs ›Parzival‹*, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 15 (2010), S. 162–174; dies.: *Botenkommunikation und metonymisches Erzählen. Der ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach*, Zürich 2013 (*Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen* 23), S. 24–43; Ursula Peters: *Philologie und Texthermeneutik. Aktuelle Forschungsperspektiven der Mediävistik*, in: *IASL* 36 (2011), S. 251–282, hier S. 272–282; Cordula Kropik: *Metonymie und Vormoderne. Zur kulturgeschichtlichen Verortung einer Denkfigur*. In: *Poetica* 44 (2012), S. 81–112; Jan-Dirk Müller: *Einige Probleme des Begriffs ›Metonymisches Erzählen‹*, in: *Poetica* 45 (2013), S. 19–40. Meine eigenen Vorbehalte gegenüber dem Begriff des ›metonymischen Erzählens‹ habe ich an anderer Stelle ausgeführt; vgl. Susanne Reichlin: *Nach- oder Nebeneinander? Die Zeitlichkeit des seriellen Erzählens im ›Rolandslied‹*, in: *DVjs* 86 (2012), S. 167–205, hier S. 171–182.

die Narratologie, aber mit einem kulturhistorisch erweiterten Instrumentarium den Phänomenen zu, die mit den gängigen narratologischen Mitteln nicht greifbar sind. Er führt damit zugleich vor, inwiefern sich Erzähltheorie immer auch als historisch arbeitende Kulturtheorie verstehen muss.

In der ersten Hälfte des Buches kritisiert Schulz mehrfach, die klassische Narratologie habe allzu intensiv die Erzählebene (*discours*) untersucht, ohne der Handlungsebene (*histoire*) die nötige Aufmerksamkeit zu schenken (vgl. S. 2, 164). Im letzten Teil des Buches wird deutlich, weshalb diese beiden Ansätze so dringend verknüpft werden müssen. Denn die Produktivität der z. T. etwas blutarmen Gattungs- und Schemaanalysen des ersten Teils zeigt sich erst jetzt, wenn diese mit der Analyse der Erzählebene und Kohärenzfragen verknüpft werden. So schließt das Buch (wohl anders als von Schulz geplant) mit einer kongenialen »Partonopier«-Interpretation, in der Fokalisierungsfragen, Schemainterferenzen und »Experimente mit der Ich-Erzählung« (S. 393) aufeinander bezogen und gerade dadurch erhellt werden können.

Damit sei zugleich noch ein letzter Punkt angesprochen, der Schulz' Vorgehen insgesamt kennzeichnet. Mit der großen Aufmerksamkeit für die Handlungsebene geht zugleich eine Bevorzugung der Kategorie des Raumes vor der Zeit einher – sowohl auf der Ebene des Gegenstands als auch auf der der erzähltheoretischen Modelle. Seine Schemaanalysen gehen meist von raumanalogen Modellen aus (z. B. der Grenze zwischen Höfischem/Außerhöfischem, Diesseits/Jenseits), und die »metonymische« oder »thematische Kohärenz« impliziert ein Netz aus Verweisen, das durch Kontiguitäten, *Pars-pro-toto*-Verhältnisse und Analogien entsteht, sich über die Abfolge des Erzählten legt und diese irrelevant macht. Wenn Schulz jedoch zwischen der »Überblendung [...] als Prozeß« und der Überblendung »als Ergebnis« unterscheidet (S. 364), so stellt sich die Frage, ob er selbst nicht zu häufig den Prozess zugunsten des Ergebnisses (im Sinne von den Text bestimmenden Konflikten, Themen oder Schemainterferenzen) vernachlässigt. Der zeitliche Prozess der Grenzziehung (z. B. zwischen Höfischem und Außerhöfischem) oder der spezifische Verlauf der korrelativen Kohärenzerzeugung sind Teil einer Sinnstiftung, die nicht nur als Ergebnis, sondern immer auch als Prozess analysiert werden muss. Ebenso ist von Spannungen zwischen Erzählprozess und Ergebnis auszugehen und nach der Zeitlichkeit von Wiederholungen zu fragen. Doch solche Fragen geraten überhaupt erst im Anschluss an die aufschlussreichen Raum- und Handlungsanalysen von Schulz in den Blick, und um erstere zu verfolgen, sind letztere unabdingbar.

Die doppelte Adressierung an »Studierende« einerseits, an »Kolleginnen und Kollegen« andererseits (S. 4) ist somit in jeder Hinsicht geglückt. Das Buch bietet den Studierenden eine Einführung in die »Andersheit des mittelalterlichen Erzählens«, gibt ihnen Instrumente an die Hand, um diese zu beschreiben, und führt in

die entsprechenden Forschungsdiskurse ein. Anhand einer beeindruckenden Spannweite von Beispielen wird darüber hinaus die Fülle und Vielfalt mittelalterlichen Erzählens aufgezeigt. So ist ein Buch entstanden, von dem sich die Rezensentin wünscht, es wäre schon zu ihrer Studienzeit erschienen. Darüber hinaus bietet das Buch den Forschenden und Lehrenden einen umfassenden Überblick über ganz unterschiedliche erzähltheoretische Fragen sowie eine wohl-dosierte Zusammenschau der dazugehörigen Forschungspositionen. Dieser Überblick geschieht aus einer von Schulz deutlich markierten, eigenen Forschungsposition heraus, deren Innovationspotential darin besteht, die Genette'sche Narratologie und ausgewählte, strukturalistische Positionen (insbesondere Lotman) auf eine produktive, originelle und historisch angemessene Weise für mittelalterliche Texte fruchtbar zu machen. Darüber hinaus besticht das Buch durch den genauen Blick für die vielfältigen ›Eigenheiten‹ des vormodernen Erzählens. Die luzide Beschreibung dieser ›Eigenheiten‹ bleibt jedoch nie Selbstzweck, sondern bildet den Auftakt zu äußerst klaren und weitreichenden Interpretationen.

DOI 10.1515/bgsl-2014-0061

Rabea Kohnen: *Die Braut des Königs.* Zur interreligiösen Dynamik der mittelhochdeutschen Brautwerbungserzählungen, Berlin u. Boston: de Gruyter 2013, 300 S. (Germanistische Forschungen, N. F. 133)

»Eigentlich sollte es dann auch eine narratologische Arbeit werden[,] aber im Lauf der Zeit und durch den Einfluss meines zweiten Betreuers, Prof. Jaspert aus der Geschichtswissenschaft, ist daraus mehr und mehr ein kulturwissenschaftliches Buch geworden.«¹

Wer um die Drift von Rabea Kohnens ursprünglichem Vorhaben nicht weiß, wird angesichts des Titels ihrer von der Ruhr-Universität Bochum ausgezeichneten² Monographie einigermaßen überrascht sein, wovon die »für den Druck leicht überarbeitet[e]« (Vorwort) Dissertation eigentlich handelt. Letztlich hat nämlich nur eines ihrer drei Hauptkapitel die – unter dem Namen ›Die Braut des Königs‹ zu erwartende – interreligiöse Ehe zum Thema, und dieses Kapitel ist auch das einzige

¹ Kohnen in einem Interview auf die Frage, wie sie darauf gekommen sei, das in ihrer Dissertation behandelte Thema zu untersuchen.

(URL: http://www.fusznote.de/ausgaben/fusznote_heft_05.pdf; Aufrufdatum: 25.03.2014).

² Kohnens Arbeit wurde als herausragender interdisziplinärer Beitrag gewürdigt (URL: <http://aktuell.ruhr-uni-bochum.de/pm2011/pm00156.html.de>; Aufrufdatum: 24.01.14).

Christopher Domhardt: Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, D-07743 Jena, E-Mail: christopher.domhardt@uni-jena.de